

Raymond Chandler
Die kleine Schwester

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Robin Detje

Mit einem Nachwort von
Michael Connelly

Diogenes

Titel der 1949 bei Hamish Hamilton, London,
erschienenen Originalausgabe: ›The Little Sister‹
Copyright © 1949 Raymond Chandler Ltd.
Marlowe is a trademark of Raymond Chandler Ltd.
Der Roman erschien erstmals 1975 vollständig auf Deutsch
unter dem Titel ›Die kleine Schwester‹
in der Übersetzung von Walter E. Richartz
Das Nachwort von Michael Connelly erschien erstmals
in John Connolly and Declan Burke: ›Books to die for:
The World's Greatest Mystery Writers on the World's Greatest
Mystery Novels‹, Emily Bestler Books / Atria, New York, 2012
Copyright © 2012 Michael Connelly
Covermotiv: Foto von Alex Prager, ›Barbara, 2009‹
Copyright © Alex Prager
Courtesy Alex Prager Studio and Lehmann Maupin,
New York, Hong Kong and Seoul

Neuübersetzung

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2020
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
40/20/852/1
ISBN 978 3 257 07139 9

Ich fuhr auf dem Sunset Boulevard Richtung Osten, aber nicht nach Hause. Auf der La Brea bog ich nach Norden ab, machte dann rüber zur Highland Avenue, vorbei am Cahuenga Pass, hinunter zum Ventura Boulevard, vorbei an Studio City, Sherman Oaks und Encino. Das war keine einsame Reise. Einsam ist man auf dieser Strecke nie. Schnelle Jungs in frisierten Fords schlängelten sich in rasendem Tempo durch den Verkehrsfluss, immer ein paar Millimeter an den Stoßstangen vorbei, irgendwie immer ohne Zusammenstoß. Müde Männer in staubigen Coupés und Limousinen zuckten zusammen, umklammerten die Lenkräder fester und arbeiteten sich weiter vor, Richtung Norden und Westen, Heimat und Abendessen und Feierabend mit den Sportseiten, Richtung Geplapper des Radios, Gejammer der verzogenen Kinder und Geschnatter der Ehefrauen. Ich passierte die knalligen Neonreklamen und die Fassaden mit nichts dahinter, die schmierigen Hamburger-Läden, die im Farbgewitter wie Paläste erstrahlten, die kreisförmigen Drive-Ins, dieses Zirkusvergnügen: quietschfidele Kellnerinnen mit stählernem Blick, glänzende Tresen und schweiß- und fettverschmierte Küchen, in denen sich selbst eine Kröte vergiften würde. Aus Wilmington und San Pedro donnerten riesige Laster über den Sepulveda heran

und ordneten sich auf die Ridge Route ein, fuhren an den Ampeln im niedrigsten Gang an, brüllend wie die Löwen im Zoo.

Hinter Encino blitzte zwischen den dicht stehenden Bäumen in den Hügeln gelegentlich ein Licht auf. Dort lebten die Filmstars. Die durch tausend Betten hüpfen, pfui. Schluss jetzt, Marlowe, heute Abend bist du kein Mensch.

Es wurde kühler, der Highway wurde schmaler. Es waren jetzt so wenige Autos unterwegs, dass ihr Scheinwerferlicht in den Augen schmerzte. Starke Steigung entlang der Kreidefelsen, und ganz oben tanzte unbehelligt eine Brise durch die Nacht, direkt vom Meer.

Ich aß in einem Lokal in der Nähe von Thousand Oaks zu Abend. Schlecht, aber schnell. Abfüttern und rauschmeißen. Rammelvoller Laden. Sie können hier nicht einfach über Ihrer zweiten Tasse Kaffee sitzen, Mister. Ihr Platz ist Geld wert. Sehen Sie die Leute hinter der Absperrung? Die wollen essen. Bilden sie sich jedenfalls ein. Weiß Gott, warum sie ausgerechnet hier essen wollen. Zu Hause aus der Dose wäre besser für sie. Sie sticht einfach der Hafer. Genau wie dich. Sie müssen sich ins Auto setzen und irgendwohin. Leichte Beute für die Erpresserbanden, die heutzutage die Restaurants betreiben. Jetzt geht das schon wieder los. Heute Abend bist du kein Mensch, Marlowe.

Ich zahlte und machte in einer Bar Station, um mir einen Brandy zu genehmigen, nach meinem New York Cut Steak. Warum New York, dachte ich? Die Maschinen für die Schlachthäuser kamen doch aus Detroit. Ich ging an die frische Nachtluft, die noch niemand zu Geld machte. Aber sie

dachten sich wahrscheinlich schon etwas in diese Richtung aus. Sie würden schon noch so weit kommen.

An der Abzweigung Oxnard drehte ich wieder um und fuhr am Meer entlang. Die großen Sattelzüge, vierachsrig, achtachsrig, strömten alle Richtung Norden, alle mit orangefarbenen Lichtern behängt. Rechter Hand schleppte sich der große fette, feste Pazifik an den Strand wie eine Scheuerfrau auf den Heimweg. Kein Mond, kein Getue, kaum ein Brandungsrauschen. Kein Geruch. Keiner der herben wilden Meeresdüfte. Ein kalifornisches Meer. Kalifornien, der Warenhaus-Staat. Alles im Überfluss, von nichts das Beste. Jetzt geht das schon wieder los. Heute Abend bist du kein Mensch, Marlowe.

Also gut. Warum sollte ich auch einer sein? Ich hocke in diesem Büro, spiele mit einer toten Fliege, und da platzt dieses glanzlose kleine Ding aus Manhattan, Kansas herein und handelt mich auf einen abgenudelten Zwanziger herunter, damit ich ihren Bruder finde. Er klingt nach Ekelpaket, aber sie will ihn trotzdem finden. Ich drücke mir also dieses Vermögen an die Brust und mache nach Bay City runter, und was ich dort abziehe, ist so öde, dass ich dabei fast im Stehen einschlafe. Ich treffe nette Menschen, mit und ohne Eispickel im Nacken. Ich gehe wieder, und zwar mit weit offener Flanke. Dann kommt sie, nimmt mir die Zwanzig wieder ab, weil ich noch keinen ganzen Tag dafür gearbeitet habe, küsst mich und gibt ihn mir zurück.

Also besuche ich Dr. Hambleton, Brillenoptiker aus El Centro im Ruhestand (und wie!), und wieder begegnet mir dieser neumodische Halsschmuck. Aber den Cops erzähle ich nichts. Ich durchsuche bloß die Perücke des Kunden

und mache ihnen was vor. Warum? Für wen schneide ich mir diesmal die Halsschlagader auf? Für eine Blondine mit sexy Augen und zu vielen Schlüsseln? Für ein Mädchen aus Manhattan, Kansas? Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass nicht alles ist, wie es scheint, und das gute alte Bauchgefühl sagt mir, dass der oder die Falsche den Pott verliert, wenn alle ihre Karten so ausspielen, wie sie ausgeteilt worden sind. Geht mich das etwas an? Aber was geht mich schon etwas an? Weiß ich das? Habe ich es jemals gewusst? Fangen wir nicht damit an. Du bist heute Abend kein Mensch, Marlowe. War ich vielleicht nie, werde ich vielleicht nie sein. Vielleicht bin ich ein Batzen Ektoplasma mit Lizenz zum Schnüffeln. Vielleicht werden wir alle so, in dieser kalten dämmrigen Welt, wo immer das Falsche passiert und nie das Rechte.

Malibu. Noch mehr Filmstars. Noch mehr Badewannen in Pink und Blau. Noch mehr pompöse Betten. Noch mehr Chanel No. 5. Noch mehr Lincoln Continentals und Cadillacs. Noch mehr Haare im Wind, Sonnenbrille, Getue, pseudoraffinierte Repliken und Moral mit Meerblick. Jetzt aber mal halblang. Im Filmgeschäft arbeiten jede Menge nette Leute. Du hast die falsche Einstellung. Du bist heute Abend kein Mensch.

Ich konnte Los Angeles schon riechen, bevor ich ankam. Es roch alt und abgestanden, wie eine gute Stube, die zu lange nicht mehr gelüftet worden war. Aber die bunten Lichter führten einen in die Irre. Die Lichter waren wunderschön. Man sollte dem Erfinder des Neonlichts ein Denkmal setzen. Fünfzehn Stockwerke hoch, ganz aus Marmor. Das war mal einer, der aus nichts was gemacht hat.

Also bin ich ins Kino gegangen, und prompt musste Mavis Weld mitspielen. In so einem Streifen mit viel Chrom und Glas, und alle lächeln zu breit und reden zu viel und wissen es auch. Die Frauen entschwinden andauernd über lange geschwungene Treppen, um sich umzukleiden. Die Männer ziehen andauernd Zigaretten mit Monogramm aus teuren Etuis und schnappen mit teuren Feuerzeugen nacheinander. Und das Hausmädchen hat einen krummen Rücken, weil es immer Tablett voller Cocktails über die Terrasse an einen Swimmingpool tragen muss, der ungefähr so groß ist wie Lake Huron, aber viel gepflegter.

Die männliche Hauptrolle spielte ein ganz rührender Schmierenschauspieler, der Charme, den er versprühte, war an den Rändern schon leicht vergilbt. Der Star war eine zickige Brünette mit Verachtung im Blick und ein paar fiesen Nahaufnahmen, auf denen man sah, wie sie von ihren fünf- und vierzig so hart wieder Richtung Jugend zurückrudern wollte, dass sie sich dabei fast die Handgelenke brach. Mavis Weld spielte die zweite Hauptrolle und tat es mit angezogener Handbremse. Sie war gut und hätte zehnmal besser sein können. Aber wenn sie zehnmal besser gewesen wäre, hätte man die Hälfte ihrer Szenen rausgeschnitten, um den Star zu schützen. Der klassische Tanz auf dem Hochseil. Nun, von jetzt an würde sie nicht mehr auf einem Hochseil tanzen. Sondern auf einer Klaviersaite. Ganz weit oben. Und ohne Netz.

Ich hatte einen Grund, noch einmal ins Büro zu gehen. Dort sollte inzwischen ein Eilbrief mit einem orangefarbenen Abholschein eingetroffen sein. Die meisten Fenster im Haus waren dunkel, aber nicht alle. Auch in anderen Branchen gibt es Menschen, die nachts arbeiten. »Howdy«, sagte der Fahrstuhlführer aus dem tiefsten Keller seiner Kehle, und wir rumpelten rauf. Die Türen zum Korridor standen offen, Licht drang heraus, die Putzfrauen wischten den Restmüll der verschwendeten Zeit auf. Ich ging um die Ecke, vorbei am Schmatzen und Brummen eines Staubsaugers, schloss mein dunkles Büro auf, lüftete, setzte mich an den Schreibtisch und tat nichts, nicht einmal nachdenken. Keine Eilpost nirgends. Vom Staubsauger abgesehen, schien aller Lärm aus dem Haus auf die Straße abgeflossen und unter die Räder der zahllosen Autos gekommen zu sein. Dann pfiß draußen auf dem Flur ein Mann virtuos »Lili Marleen«. Ich wusste, wer das war. Der Nachtwächter, der die Türen kontrollierte. Ich schaltete die Schreibtischlampe ein, und er ging vorbei, ohne meine Tür auch nur zu probieren. Seine Schritte verhallten, dann ertönte ein anderes Geräusch, eine Art Schlurfen. An der Wartezimmertür, die immer noch unverschlossen war, klingelte es. Das musste der Eilbote sein. Ich ging auf den Flur, aber er war es nicht.

Ein fetter Mann in himmelblauen Hosen machte die Tür wieder zu, mit der herrlichen Muße, die nur fetten Männern eigen ist. Er war nicht allein, aber ich konzentrierte mich zuerst auf ihn. Er war groß und breit. Weder jung noch schön, sah aber belastbar aus. Über den himmelblauen Gardine-Hosen trug er eine gescheckte Freizeitjacke, die an einem Zebra fürchterlich ausgesehen hätte. Der Kragen seines kanariengelben Hemdes stand weit offen, sonst hätte sein Hals auch nicht hindurch gepasst. Er war barhäuptig, und den Kopf schmückte eine ordentliche Menge lachsrosa Haare. Die Nase hatte man ihm irgendwann gebrochen und dann gut gerichtet, außerdem war sie von vornherein kein Sammlerstück gewesen.

Die Kreatur, die ihn begleitete, war ein schmales Hemd mit roten Augen, schwer verschnupft. Ungefähr zwanzig Lenze, ein Meter achtzig, dünn wie eine Bohnenstange. Seine Nase zuckte, sein Mund zuckte, seine Hände zuckten, und er sah sehr unglücklich aus.

Der Dicke lächelte leutselig. »Mr. Marlowe, wie ich vermute?«

Ich sagte: »Wer sonst?«

»Ein bisschen spät für Geschäfte«, sagte der Dicke, und als er seine Hände ausbreitete, verschwand mein halbes Büro dahinter. »Macht aber hoffentlich nichts. Oder haben Sie schon genug am Hals?«

»Keine Scherze bitte. Meine Nerven liegen blank«, sagte ich. »Wer ist der Junkie?«

»Komm her, Alfred«, sagte der Dicke zu seinem Begleiter. »Und nicht so tuntig bitte.«

»Schwein mit Reisekoffer«, sagte Alfred.

Gelassen wandte der Dicke sich zu mir. »Warum sagen die jungen Menschen das dauernd? Komisch ist es nicht. Originell ist es auch nicht. Bedeuten tut es nichts. Ein ziemliches Problem, dieser Alfred. Ich hab ihn von der Droge runter, wissen Sie, zumindest fürs Erste. Sag Mr. Marlowe schönen guten Tag, Alfred.«

»Scheiß auf den«, sagte Alfred.

Der Dicke seufzte. »Ich heiße Unke«, sagte er. »Joseph P. Unke.«

»Unke wie Kröte?«, sagte ich.

»Lachen Sie ruhig«, sagte der Dicke. »Bin ich gewohnt. Habe den Namen schon mein Leben lang.« Er kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Ich hielt ihm meine entgegen. Der Mann lächelte mir freundlich ins Gesicht. »Okay, Alfred«, sagte er, ohne sich umzudrehen.

Alfred machte eine ganz unauffällige und scheinbar unwichtige Bewegung, und schon zielte er mit einer schweren Pistole auf mich.

»Vorsichtig, Alfred«, sagte der Dicke, der meine Hand mit einer Kraft quetschte, mit der man einen Dachbalken hätte verbiegen können. »Noch nicht.«

»Schwein mit Reisekoffer«, antwortete Alfred. Er hielt die Pistole auf meine Brust gerichtet. Er spannte den Finger am Abzug. Ich sah ihm dabei zu. Ich wusste ganz genau, wann der Schlagbolzen ausgelöst werden würde. Doch das war alles ganz weit weg. Das passierte in einem abgeschmackten Vorfilm. Das passierte nicht mir.

Der Schlagbolzen der Pistole klackte trocken ins Nichts. Mit einem genervten Grunzen senkte Alfred den Lauf, und sie verschwand, wo sie hergekommen war. Er fing wieder

an zu zucken. An seinen Bewegungen mit der Pistole war nichts Nervöses gewesen. Ich fragte mich, von welcher Droge er runter war.

Der Dicke ließ meine Hand los, noch immer das leutselige Lächeln im rotbäckigen Gesicht.

Er klopfte auf eine Hosentasche. »Ich habe das Magazin«, sagte er. »Alfred ist ein bisschen unberechenbar geworden. Der kleine Wichser hätte Sie abknallen können.«

Alfred setzte sich auf einen Stuhl, lehnte sich an die Wand und atmete durch den Mund.

Ich senkte meine Fersen wieder.

»Er hat Ihnen bestimmt Angst eingejagt«, sagte Joseph P. Unke.

Ich schmeckte Salz auf der Zunge.

»Du bist gar nicht so taff«, sagte Unke und stieß mir einen fetten Finger in den Bauch.

Ich machte einen Schritt von dem Finger weg und behielt seine Augen im Blick.

»Was soll es kosten?«, fragte er geradezu zahm.

»Kommen Sie doch herein«, sagte ich.

Ich wandte ihm den Rücken zu und trat über die Schwelle in mein Büro. Das war harte Arbeit, aber ich schaffte es. Ich schwitzte bei jedem Schritt. Ich baute mich hinter dem Schreibtisch auf und wartete. Mr. Unke folgte mir seelenruhig. Der Junkie kam ihm zuckend hinterher.

»Sie haben hier nicht zufällig ein Comicheft rumliegen, oder?«, fragte Unke. »Dann ist er beschäftigt.«

»Setzen Sie sich«, sagte ich. »Ich sehe nach.« Er packte die Armlehnen, ich riss eine Schublade auf und legte die Hand um den Griff einer Luger. Langsam hob ich sie, mit

Blick auf Alfred. Der die Zimmerdecke im Blick hatte, versuchte, sich die Unterlippe über die Augen zu schieben, und mich nicht einmal ansah.

»Das ist mein einziger Comic«, sagte ich. »Komischer wird's nicht.«

»Die werden Sie nicht brauchen«, sagte der Dicke leutselig.

»Na toll«, sagte ich, als würde ein anderer sprechen, weit weg hinter einer Wand. Ich konnte die Worte kaum hören. »Aber falls doch, hier ist sie. Und meine ist geladen. Soll ich mal zeigen?«

Der Dicke sah so besorgt aus, wie er nur konnte. »Tut mir leid, dass Sie es so schwernehmen«, meinte er. »Ich habe mich an Alfred so gewöhnt, dass er mir kaum noch auffällt. Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht muss ich da was unternehmen.«

»Ja«, sagte ich. »Und zwar heute Nachmittag, bevor Sie hier raufkommen. Jetzt ist es zu spät.«

»Nun mal halblang, Mr. Marlowe.« Er hob eine Hand. Ich holte mit der Luger danach aus. Er war schnell, aber nicht schnell genug. Mit dem Korn am Lauf schlitzte ich ihm die Haut auf. Er packte seine Hand und lutschte an der Wunde. »Also bitte! Alfred ist mein Neffe. Der Sohn meiner Schwester. Ich passe ein bisschen auf ihn auf. Er würde keiner Fliege was zuleide tun, im Grunde.«

»Wenn Sie das nächste Mal raufkommen, habe ich eine für ihn da, der er dann gerne nichts zuleide tun kann«, sagte ich.

»Seien Sie doch nicht so, Mister. Jetzt seien Sie doch nicht so. Ich möchte Ihnen einen hübschen kleinen Vorschlag machen ...«

»Schnauze«, sagte ich. Ganz langsam setzte ich mich. Mein Gesicht brannte. Ich konnte kaum klar sprechen. Ich kam mir beschwipst vor. Langsam und mit schwerer Zunge sagte ich: »Ein Freund hat mir mal von einem Mann erzählt, mit dem man etwas in dieser Art abgezogen hat. Er saß am Schreibtisch, genau wie ich. Er hatte eine Waffe, genau wie ich. Vor dem Schreibtisch saßen zwei Männer, genau wie Sie und Alfred. Der Mann auf meiner Seite wurde langsam sauer. Er konnte sich nicht helfen. Er fing an zu zittern. Er brachte kein Wort mehr heraus. Er hatte nur noch die Waffe in der Hand. Also schoss er wortlos zwei Mal unter dem Schreibtisch hindurch, genau da hin, wo Ihr Bauch hängt.«

Der Dicke lief grünlich an und wollte sich aus dem Stuhl wuchten. Dann entschied er sich um. Er holte ein Taschentuch heraus, das grausam aussah, und wischte sich damit das Gesicht. »Das haben Sie im Kino gesehen«, sagte er.

»Stimmt genau«, sagte ich. »Aber der Mann, der den Film gemacht hat, hat mir erzählt, woher er die Idee hatte. Und zwar nicht aus dem Kino.« Ich legte die Luger vor mich auf den Schreibtisch und sagte in einem natürlicheren Ton: »Mit Feuerwaffen müssen Sie aufpassen, Mr. Unke. Das weiß man vorher nie, aber manchmal regt ein Mann sich auf, wenn man ihm mit einer .45er im Gesicht herumfuchtelte – besonders wenn er nicht weiß, dass sie nicht geladen ist. Das hat mich kurz ein bisschen nervös gemacht. Ich habe mir ja auch seit dem Lunch kein Morphium mehr gespritzt.«

Unke sah mich aus zusammengekniffenen Augen scharf an. Der Junkie stand auf, ging zu einem anderen Stuhl, trat ihn ein bisschen im Zimmer herum, setzte sich dann, kip-

pelte und lehnte den fettigen Kopf an die Wand. Aber seine Nase und Hände zuckten immer noch.

»Sie sind ziemlich abgebrüht, habe ich gehört«, sagte Unke langsam, mit wachem kühlem Blick.

»Da haben Sie falsch gehört. Ich bin ein ganz sensibler Typ. Ich gerate wegen jeder Kleinigkeit aus der Fassung.«

»Klar, verstehe.« Er starrte mich lange schweigend an. »Vielleicht sind wir nicht richtig an die Sache herangegangen. Darf ich die Hand in die Tasche stecken? Ich bin unbewaffnet.«

»Nur zu«, sagte ich. »Wenn Sie eine Waffe ziehen, wäre mir das ein besonderes Vergnügen.«

Er verzog das Gesicht, dann holte er ganz langsam eine große schweinslederne Brieftasche hervor und zog einen brandneuen Hundertdollarschein heraus. Er legte ihn an die Kante der Glasplatte des Schreibtischs, holte noch einmal genau so einen Schein heraus, dann drei weitere, einen nach dem anderen. Er reihte sie sorgfältig auf dem Schreibtisch auf, von links nach rechts. Alfred ließ den Stuhl wieder auf den Boden sinken und starrte das Geld mit zitternden Lippen an.

»Ein halber Tausender«, sagte der Dicke. Er steckte die Brieftasche weg. Ich ließ ihn dabei nicht aus den Augen.

»Nur dafür, dass Sie sich raushalten. Alles klar?«

Ich sah ihn einfach nur an.

»Sie haben niemanden gesucht«, sagte der Dicke. »Sie konnten niemanden finden. Sie haben keine Zeit für neue Aufträge. Sie haben nichts gesehen und nichts gehört. Sie sind draußen. Einen halben Tausender weit draußen. Okay?«

Im Büro war kein Laut zu hören, außer dem Schniefen von Alfred. Der Dicke drehte sich halb nach ihm um. »Ruhe, Alfred. Wenn wir gehen, setze ich dir einen Schuss. Bis dahin sei brav.« Er leckte sich wieder die Wunde am Handrücken.

»Mit Ihnen als Vorbild wird ihm das nicht schwerfallen«, sagte ich.

»Fick dich«, kam von Alfred.

»Begrenzter Wortschatz«, erklärte mir der Dicke. »Sehr begrenzt. Alles klar, Kumpel?« Er deutete auf das Geld. Ich befangerte den Griff der Luger. Er beugte sich ein wenig vor. »Jetzt entspann dich mal. Ist doch ganz einfach. Das ist ein Vorschuss. Du musst nichts dafür tun. Nichts, das ist genau, was du tun musst. Wenn du eine angemessene Zeit lang nichts getan hast, bekommst du dieselbe Summe noch mal. Ganz einfach, oder?«

»Und für wen tue ich dieses Nichts?«

»Für mich. Joseph P. Unke.«

»Und was sind Sie für eine Nummer?«

»Man könnte mich Bevollmächtigter nennen.«

»Wie könnte man Sie sonst noch nennen? Außer dem, was mir von selbst einfällt?«

»Du könntest mich einen Mann nennen, der einem Mann unter die Arme greift, der einem Mann keine Schwierigkeiten machen möchte.«

»Und wie darf ich diese liebenswürdige Erscheinung nennen?«, fragte ich.

Joseph P. Unke fegte die fünf Hundertdollarscheine zusammen, stapelte sie fein säuberlich auf und schob mir den Packen über den Tisch. »Du könntest ihn einen Mann nen-

nen, der Sachen lieber mit Geld regelt als mit Blutvergießen«, sagte er. »Dem aber Blutvergießen auch nichts ausmacht, wenn es unbedingt sein muss.«

»Kann er gut mit Eispickeln umgehen?«, fragte ich. »Mit einer Browning stellt er sich reichlich ungeschickt an, das sieht man.«

Der Dicke kaute auf seiner Unterlippe, dann zog er sie mit dem Daumen und einem stumpfen Zeigefinger heraus und knabberte sacht an ihrer Innenseite, wie eine Milchkuh beim Wiederkäuen. »Es geht hier nicht um Eispickel«, sagte er schließlich. »Es geht darum, dass du dir wirklich schadest, wenn du das hier auf dem falschen Fuß anfängst. Aber wenn du gar nicht erst aufstehst, sitzt du ganz bequem, und der Rubel rollt.«

»Wer ist die Blondine?«

Darüber dachte er nach. Dann nickte er. »Vielleicht steckst du schon zu tief drin«, seufzte er. »Vielleicht können wir nicht mehr ins Geschäft kommen.«

Dann beugte er sich vor und sagte sanft: »Okay. Ich frag noch mal beim Chef nach. Mal sehen, wie weit er dir entgegenkommen will. Vielleicht kommen wir doch noch ins Geschäft. Mein Angebot gilt, bis du wieder von mir hörst. Alles klar?«

Das ließ ich so stehen. Er legte die Hände auf den Schreibtisch und stemmte sich ganz langsam hoch, mit dem Blick auf die Pistole, die ich auf der Schreibunterlage hin- und herschob.

»Den Schotter kannst du behalten«, sagte er. »Komm, Alfred.« Er drehte sich um und marschierte festen Schrittes aus meinem Büro.

Alfred beobachtete ihn aus den Augenwinkeln, dann nahm er plötzlich das Geld auf dem Schreibtisch ins Visier. Wie durch Magie hatte er plötzlich wieder die schwere Pistole in der rechten Hand. Ruckelnd wie ein Aal kam er an den Tisch. Die Pistole immer auf mich gerichtet, nahm er mit der Linken das Geld. Es verschwand in seiner Tasche. Er grinste mich leer und lässig an, nickte und ging, offenbar völlig ohne zu merken, dass ich auch eine Waffe hatte.

»Komm, Alfred«, rief der Dicke streng von draußen. Alfred schlüpfte durch die Zwischentür und war fort.

Die Tür auf den Korridor ging auf und wieder zu. Schritte ertönten. Dann Stille. Ich saß da, dachte noch einmal über alles nach und wusste nicht, ob der Besuch völliger Schwachsinn gewesen war oder ein Einschüchterungsversuch der ganz neuen Art.

Nach fünf Minuten klingelte das Telefon.

Eine gedämpfte liebenswürdige Stimme sagte: »Ach übrigens, Mr. Marlowe, Sie kennen doch Sherry Ballou, oder?«

»Nein.«

»Sheridan Ballou, Incorporated. Den berühmten Agenten? Den sollten Sie mal besuchen.«

Ich hielt einen Augenblick lang schweigend den Hörer in der Hand. Dann sagte ich: »Ist das der Agent der Blondine?«

»Könnte sein«, sagte Joseph P. Unke und unterbrach sich kurz. »Ihnen dürfte klar sein, dass wir hier nur ganz kleine Nebenrollen spielen, Mr. Marlowe. Mehr nicht. Ganz kleine Nebenrollen. Jemand wollte ein bisschen mehr über Sie erfahren. Dies schien der einfachste Weg. Aber da bin ich mir inzwischen nicht mehr so sicher.«

Ich antwortete nicht. Er legte auf. Ich legte auf. Fast im selben Augenblick fing das Telefon wieder an zu klingeln.

Eine verführerische Stimme sagte: »Sie mögen mich nicht wirklich, oder, Amigo?«

»Doch doch. Sie dürfen mich nur nicht mehr beißen.«

»Ich bin zu Hause, im Chateau Bercy. Ich bin einsam.«

»Rufen Sie einen Escort Service an.«

»Also bitte. So kann man doch nicht reden. Es geht um wichtige geschäftliche Angelegenheiten.«

»Na sicher doch. Aber das sind nicht meine Art Geschäfte.«

»Diese Schlampe – was hat sie über mich gesagt?«, zischte sie.

»Nichts. Sie hat Sie höchstens eine billige mexikanische Hure in Reithosen genannt. Würde Ihnen das etwas ausmachen?«

Das fand sie witzig. Das silbrige Kichern zog sich in die Länge. »Immer einen Scherz auf den Lippen, was? Habe ich nicht recht? Als wir uns kennenlernten, wusste ich nicht, dass Sie Detektiv sind. Das ändert viel.«

Ich hätte ihr sagen können, wie falsch sie lag. Ich sagte bloß: »Sie haben etwas von geschäftlichen Angelegenheiten erzählt, Miss Gonzales. Worum geht es, wenn es denn ernst gemeint war?«

»Würden Sie gerne viel Geld verdienen? Richtig viel Geld?«

»Sie meinen, ohne dass auf mich geschossen wird?«

Man hörte sie nach Luft schnappen. »Sí«, sagte sie nachdenklich. »Daran muss man natürlich auch denken. Aber Sie sind so groß, so mutig, so –«

»Morgen um neun bin ich wieder im Büro, Miss Gonzales. Dann bin ich noch viel mutiger. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden.«

»Haben Sie ein Rendezvous? Ist sie schön? Schöner als ich?«

»Heilige Mutter Gottes«, sagte ich. »Sie denken wirklich immer nur an das eine.«

»Ach, geh doch zum Teufel, Schätzchen«, sagte sie und legte einfach auf.

Ich schaltete das Licht aus und ging. Auf halbem Weg zum Fahrstuhl begegnete mir ein Mann, der die Türschilder studierte. Er hatte einen Eilbrief in der Hand. Also musste ich wieder ins Büro und den Brief in den Safe tun. Und während ich dies tat, klingelte schon wieder das Telefon.

Ich ließ es klingeln. Für einen Tag reichte es mir. Mir war alles egal. Und wenn es die Königin von Saba gewesen wäre, im durchsichtigen Nachtgewand – oder ganz ohne Nachtgewand –, ich war zu müde. Mein Gehirn fühlte sich an wie ein Eimer voller nassem Sand.

Als ich an der Tür war, klingelte es immer noch. Es nützte nichts. Ich musste wieder zurück. Der Instinkt war stärker als die Erschöpfung. Ich hob den Hörer ab.

Orfamay Quests zittriges Stimmchen sagte: »Oh, Mr. Marlowe, ich habe endlos lange versucht, Sie zu erreichen. Ich bin völlig aufgelöst. Ich –«

»Morgen früh«, sagte ich. »Das Büro ist geschlossen.«

»Bitte, Mr. Marlowe – nur weil ich kurz wütend geworden bin, können Sie doch nicht –«

»Morgen früh.«

»Aber ich habe doch gesagt, ich muss Sie sehen.« Es wurde nicht ganz ein Kreischen daraus. »Es ist schrecklich wichtig.«

»Soso.«

Sie schniefte. »Du – du hast mich geküsst.«

»Seither habe ich schon besser geküsst«, sagte ich. Zur Hölle mit ihr. Zur Hölle mit allen Frauen.

»Ich habe von Orrin gehört«, sagte sie.

Das ließ mich kurz aufhorchen, dann lachte ich. »So eine hübsche kleine Lügnerin«, sagte ich. »Gute Nacht.«

»Doch, wirklich. Er hat mich angerufen. Per Telefon. Hier, wo ich jetzt wohne.«

»Schön«, sagte ich. »Dann brauchen Sie ja keinen Detektiv mehr. Und falls doch, haben Sie offenbar einen besseren als mich in der Familie, ich konnte ja nicht einmal herausbekommen, wo Sie abgestiegen sind.«

Eine kurze Pause. Sie hatte mich noch immer in der Leitung. Ich hatte nicht aufgelegt. Das musste ich ihr lassen.

»Ich habe ihm geschrieben, wo ich wohne«, sagte sie schließlich.

»Soso. Nur dass er diesen Brief nicht bekommen hat, denn er war ja umgezogen und hatte keine Nachsendeadresse hinterlassen. Wissen Sie noch? Versuchen Sie es noch mal, wenn ich nicht so müde bin. Gute Nacht, Miss Quest. Und Ihre Adresse müssen Sie mir gar nicht erst sagen. Ich arbeite nicht mehr für Sie.«

»Also gut, Mr. Marlowe. Dann muss ich jetzt eben die Polizei rufen. Aber das wird Ihnen nicht gefallen. Das wird Ihnen überhaupt nicht gefallen.«

»Warum nicht?«

»Weil es um Mord geht, Mr. Marlowe, und Mord ist ein garstiges Wort – finden Sie nicht?«

»Kommen Sie rauf«, sagte ich. »Ich warte.«

Ich legte auf. Ich holte die Flasche Old Forester heraus. Ohne übertriebene Gelassenheit schenkte ich mir einen ein und kippte ihn runter.

Nachwort von Michael Connelly

Da saß ich nun in dem dunklen Saal der Studentenvereinigung. Der Film war zu Ende, und das Licht ging an. Ich war ohne Begleitung gekommen. An einem Montagabend – dem Ein-Dollar-Filmabend, um genau zu sein. Ich war neunzehn Jahre alt und hatte eben *Der Tod kennt keine Wiederkehr* gesehen, Robert Altmans Verfilmung des Romans *Der lange Abschied* aus dem Jahr 1973. Den Montagabendfilmen folgte eine Diskussion, geleitet von einem Studenten oder einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Film-Instituts. Die Diskussion nach diesem Film war lebhaft – ein Teil des Publikums hasste ihn, und der andere liebte ihn. Ich gehörte zu Letzteren. Das Bild des Los Angeles von heute, vor allem aber Elliott Goulds süffisante, sarkastische Verkörperung des Privatdetektivs Philip Marlowe hatten mich umgehauen.

Als ich der Debatte lauschte, wurde mir schnell klar, dass der Film seine Verächter vor allem deshalb ärgerte, weil sie die Vorlage kannten und sich an den Freiheiten störten, die Altman sich mit dem Romanklassiker erlaubte. Der Film nahm die Marlowe-Figur – im Buch die eines leicht angerosteten Ritters mit unerschütterlichem Ehrenkodex – und verwandelte sie in die eines Mannes, dessen Kodex Rache und Mord zuließ.

Damals verschlang ich Kriminalstories in Buch-, Film- und Fernsehform. Aber von Raymond Chandler hatte ich noch kein einziges Buch gelesen. Mich interessierten nur Gegenwartsautoren. Ich wollte etwas über die Welt erfahren, wie sie war, und keine alten Geschichten über eine Zeit lesen, die es nicht mehr gab. Chandler, das waren die Vierziger- und Fünfzigerjahre. Die interessierten mich nicht.

Bis ich den Film sah. Nach diesem Film und der anschließenden Diskussion stand ich am Dienstagmorgen im Laden. Dort fand ich das Buch zum Film, die Taschenbuchausgabe von *Der lange Abschied* mit Elliott Gould als Marlowe auf dem Cover, samt Katze. (Diese Katze gab es nur im Film, nicht im Buch!)

Ich eilte zurück in das Zimmer, das ich mir mit zwei anderen Studenten teilte, und fing an zu lesen. Und so begannen achtundvierzig Stunden, die mein Leben veränderten. Vom Film zum Buch, dann weiter zu den anderen Büchern: Ich verschlang den *Langen Abschied* in einem Tag und ging am Mittwoch wieder in den Laden, um mir alles von Chandler zu besorgen, was sie hatten.

Danach ließ ich einfach alle Seminare sausen und las nur noch, und dann las ich alles noch mal.

Danach sah ich viele Dinge anders, unter anderem, was meine Lebensziele anging.

Danach beschloss ich, Schriftsteller zu werden. Nicht einfach irgendein Autor, sondern ein Romanschriftsteller, der knallharte Storys über Verbrechen und die Menschen auf beiden Seiten des Gesetzes schrieb, und über die Menschen dazwischen.

Chandler hatte mich mit seinen Worten ins Unrecht ge-

setzt. Bei ihm lernte ich, dass Storys über ihre Zeit hinausweisen können. Eine Story aus den Vierzigerjahren und über die Vierzigerjahre kann auch in den Siebzigern, den Neunzigern oder gar zu Beginn eines neuen Jahrhunderts Bedeutung haben. Chandler hat Bestand, und allein dafür ist die Kunst da.

Wer mein Lieblingsautor ist, habe ich zu Protokoll gegeben. Wenn ich mir ein Buch von Raymond Chandler aussuchen müsste, dann würde ich unweigerlich bei der *Kleinen Schwester* landen. Natürlich bleibe ich dem *Langen Abschied* nostalgisch verbunden, er hat mich schließlich erst zu Chandler geführt. Aber mein Buch für die einsame Insel, das wäre *Die kleine Schwester*. Das ist der Band, den ich gern immer hinten in der Hosentasche hätte, wohin ich auch gehe.

Jetzt, da ich dies schreibe, ist es ein paar Jahre her, seit ich das Buch ganz gelesen habe, während kein Jahr vergeht, ohne dass ich zum Auffrischen immer wieder hineinschaue. Deshalb fällt es mir leider schwer, den Plot des Buches detailliert wiederzugeben. Es ist einfach eine »Quest-Story«, auf mehr als eine Weise. Zum einen, weil es die Geschichte einer großen Suche ist, eines *quests*, zum anderen, weil es Orfamay Quest ist, die Philip Marlowe beauftragt, auf die Suche nach ihrem vermissten Bruder Orrin zu gehen. Und nun treibt es Marlowe durch eine südkalifornische Welt aus Filmstars, Morden und meist wenig vertrauenswürdigen Cops. Der Plot ist brauchbar und eher verwickelt.

Aber nicht der Plot macht dieses Buch zu meinem Favoriten, zu meinem Lieblingsbuch: Dieser Roman zeigt Raymond Chandler auf der Höhe seiner Kunst, zynisch und

sarkastisch wie nie. Hier, in der diamantklingscharfen Meisterschaft des Kapitels 13, dringt er an den Wesenskern seiner Figuren und Schauplätze vor.

Ja, hier geht es um ein einziges Kapitel. Um nicht mehr als vier Seiten, um genau zu sein – zumindest in der Vintage Crime/Black Lizard-Leseausgabe, die bei mir in der Schreibstube steht. Ich weiß, was Sie denken: In der Schreibstube? Eben hieß es noch, dass ich das Buch seit Jahren nicht mehr gelesen habe. Das stimmt ja auch. Aber sehen Sie, dieses Kapitel 13, das lese ich oft. Ich lese es, um umgehauen zu werden. Ich lese es, um inspiriert zu werden. Ich lese es, weil es das Lieblingskapitel in meinem Lieblingsbuch von meinem Lieblingsautor ist. Auf vier Seiten lehrt Chandler Leser und Autoren, was es heißt, für die Ewigkeit zu schreiben. Was es heißt, Kunst zu schaffen.

*Ich fuhr auf dem Sunset Boulevard Richtung Osten,
aber nicht nach Hause.*

So beginnt Kapitel 13. Das Ganze hat wenig mit dem Plot oder dem Fall zu tun, wegen dem Marlowe sich so unwohl fühlt, wie »kein Mensch«, in seinen eigenen Worten. Es geht vielmehr um eine Autofahrt. »Kein Mensch«, enttäuscht von sich selbst, gefrustet von seinem Fall fährt Marlowe durch seine Stadt und nimmt uns mit. Unterwegs beschreibt er das Los Angeles des Jahres 1949, aber es könnte genauso gut das Los Angeles von heute sein oder jede beliebige Stadt zu jeder beliebigen Zeit, wie sie uns erscheint, wenn wir das Spiel fast verloren haben und uns machtlos und ausgenutzt fühlen:

Ich weiß nur, dass nicht alles ist, wie es scheint, und das gute alte Bauchgefühl sagt mir, dass der oder die Falsche den Pott verliert, wenn alle ihre Karten so ausspielen, wie sie ausgeteilt worden sind. Geht mich das etwas an? Aber was geht mich schon etwas an? Weiß ich das? Habe ich es jemals gewusst? Fangen wir nicht damit an. Du bist heute Abend kein Mensch, Marlowe. War ich vielleicht nie, werde ich vielleicht nie sein. Vielleicht bin ich ein Batzen Ektoplasma mit Lizenz zum Schnüffeln. Vielleicht werden wir alle so, in dieser kalten dämmrigen Welt, wo immer das Falsche passiert und nie das Rechte.

Die Aufgabe von Schriftstellerinnen und Schriftstellern ist es, Verbindungen herzustellen, die dunklen Kammern von Herz und Seele anzuzapfen, Leserinnen und Leser zum Nicken zu bringen – ja, so ist es –, ohne dass sie es überhaupt merken. Gemeinsame Erfahrungen. Auch ohne je Cop gewesen zu sein, Privatdetektiv oder Filmstar – wenn man ein Mensch ist, sind die Verbindungen da. Große Schriftsteller spüren sie in dir auf und bringen sie mit ihren Worten ans Licht.

Chandler kann das. Zynisch und voller Hoffnung zugleich. Er tut es in vollen Zügen und auf eine Weise, die seine Worte die Zeit überspringen lässt. Sie bedeuten heute ebenso viel wie vor einem Dreivierteljahrhundert, als er sie in die Schreibmaschine hämmerte:

Ich konnte Los Angeles schon riechen, bevor ich ankam. Es roch alt und abgestanden, wie eine gute Stube,

die zu lange nicht mehr gelüftet worden war. Aber die bunten Lichter führten einen in die Irre. Die Lichter waren wunderschön. Man sollte dem Erfinder des Neonlichts ein Denkmal setzen. Fünfzehn Stockwerke hoch, ganz aus Marmor. Das war mal einer, der aus nichts was gemacht hat.

Ich bin ein Jünger Raymond Chandlers. Ich bin ein Studierender des Kapitels 13. Ich lese es immer, bevor ich anfangen, ein neues Buch zu schreiben. Als Pep-Talk des Meisters persönlich. Es erinnert mich daran, mit wie hohem Einsatz dieses Spiel gespielt wird. Ob man über Detektive schreibt, die ihre Fälle in die Mangel nehmen, oder über Fälle, die ihre Detektive in die Mangel nehmen: Man kann eine Kriminalgeschichte zum Vorwand nehmen, um eine allgemeinere Geschichte über die Welt, in der wir leben, zu erzählen. Und wenn man Glück hat und die Lektionen des Meisters gut gelernt hat, kann man Leserinnen und Leser beim Lesen unwillkürlich zum Nicken bringen.